

Gibt es noch eine zweite Chance für die Gestalttheorie in der Psychiatrie?

Norbert Andersch (London)

Kurzkommentar

Auf den ersten Blick mag das Thema dieses Beitrags unseren LeserInnen vielleicht ungewohnt und daher schwer verständlich erscheinen. Es geht um Folgendes: Der Mensch nimmt nicht einfach Gegenstände als mehr oder weniger getreue Abbilder der physikalischen Wirklichkeit wahr, sondern er nimmt sie in ihrem „symbolischen Charakter“ wahr. Nimmt er zum Beispiel einen Schuh wahr, so ist das nicht einfach die Wahrnehmung eines bestimmten Gegenstandes, sondern in der Regel ist dem Wahrnehmenden zugleich unabweisbar gegeben, dass dieser Gegenstand zu einer bestimmten Gattung (der Schuhe) gehört und eine bestimmte Funktion und Bedeutung hat oder jedenfalls haben kann. Diese Funktion oder Fähigkeit des symbolischen Erfassens, der symbolischen Formung der Welt des Menschen, kann aber gestört sein.

Nach Auffassung des Autors Norbert Andersch ist das ein wesentlicher Aspekt psychischer Störungen, den auch die Gestalttheorie seiner Meinung nach bisher nicht angemessen aufgegriffen hat.

Bei Kurt Goldstein gibt es einen damit verwandten Ansatz, nämlich die Unterscheidung zwischen „abstraktem“ und „konkretem“ Verhalten. Auch Goldstein geht davon aus, dass eine Störung der Fähigkeit zum „abstrakten Verhalten“ grundlegend für viele psychische Störungen ist.

Die Redaktion

Viele der heute geführten Psychopathologiedebatten gehen immer noch – ähnlich wie Hans Walter Gruhle (1932) in seiner ‚Theorie der Schizophrenie‘ – von einem Zwei-Komponenten-Modell der Pathogenese aus: schwere psychische Störungen hätten demnach eine biologische oder aber eine psychologisch-milieubedingte Ursache. Gruhle spielte schon damals aus klinischer Sicht die beiden Möglichkeiten und alle denkbaren Mischverhältnisse durch. Sein strenger Focus auf die Verursachungsfrage vernachlässigte jedoch zwei wesentliche Aspekte, die bis heute unterbewertet blieben: nämlich die *Eigenbedeutung der lebendigen Vermittlung* zwischen den agierenden Korrespondenten (Organismus und Milieu) und die zentrale Stellung des *Konstruktionsprinzips dieser symbolvermittelten Musterinterferenzen*.

Dabei ist die schwer vorstellbare Verbindung zwischen Hirnorgan und sozialem Feld nur in der Theorie ein Problem, nicht in der Praxis. Dort funktioniert sie bei jedem von uns täglich bis zum Schlafengehen. Selbst dem querschnittlichen Denker erscheint dies plausibel: sind es doch die gleichen Hirnzellen, die unsere innersten autonomen Welten entstehen lassen, wie die, die unser soziales Handeln organisieren. Da muss es ein gemeinsames Drittes, eine Kraft, ein Relationsgefüge geben, das zwischen den polaren Enden dessen, was realiter ein Kontinuum ist, vermittelt.

Erste Ansätze: Binswanger und Goldstein

Tatsächlich existiert diese Vermittlerin: die Gestalt. Sie ist der Rahmen für alle Möglichkeiten, der festlegt, wie – und in welchen verschiedenen Relationsgefügen – die betreffenden Korrespondenten überhaupt miteinander ins Verhältnis treten können. An diesem Punkt entfaltete vor einhundert Jahren die Gestalttheorie ihre Argumentationskraft – und sie hatte das Momentum und das Potential, einer festgefahrenen philosophischen und medizinischen Diskussion neuen Schwung zu verleihen. Bis dahin schwebte das Verbindende nur unausgesprochen zwischen den getrennten Welten – jetzt endlich hatte das, was Schöpfung gebiert, Sinn macht, Harmonie schafft, Sicherheit gibt, einen eigenen Namen: Gestalt. Und es schien plötzlich vielen wie Schuppen von den Augen zu fallen: wie hatte man so lange übersehen können, dass hier eine eigene Entität, eine Kreation existiert, die – was zum geflügelten Wort wurde – „etwas ganz anderes ist, als die bloße Summe ihrer Teile“; dass es ganz offensichtlich ist, dass die Menschen ihre Umwelt im Wahrnehmungsprozess zu sinnvollen Ganzheiten organisieren.

So folgert der deutsche Kultur- und Sozialphilosoph Theodor Litt (1880-1962):

„Denn in der Tat, im Begriff der Gestalt liegt nun wirklich ein Sachver-

halt von der Art vor, wie er durch den genannten Begriff gefordert wird: eine den Sinnen sich darbietende Erscheinung, die dem erlebenden Ich nicht als äußeres Aggregat von Elementen, sondern als ein sämtliche Einzelheiten in gegliederter Ordnung bindendes Ganzes, als eine im Gegenständlichen selbst offenbare ‚Struktur‘ vor Augen steht. [...] In nicht zu übersehender Form bringt sich in der symbolisierenden Bewegung jene ‚Selbigkeit‘ zum Ausdruck, die der Gestalt im Verhältnis zu den variierenden Sonderformen ihrer Darstellung zukommt. [...] Die ‚Gestalt‘ der sinnlichen Erscheinung (z.B. der Gebärde der Begrüßung) hebt sich nicht bloß als sinnliche Konfiguration, sondern Kraft der in ihr liegenden, mit ihr gegebenen ‚Sinn‘bezogenheit aus dem Komplex des ausdrücklichen Leibgeschehens heraus – der ‚Sinn‘ setzt sich nicht als ein rein in sich gegründetes Unsinnliches, sondern vermöge seiner Verbundenheit mit der sinnlichen ‚Gestalt‘ aus der ausgedrückten seelischen Bewegung ab. Weder ein isoliertes Leibgeschehen noch ein isolierter seelischer Prozess würde es aus sich zu der geforderten Neugliederung bringen.....Und auch jene ‚Selbigkeit‘, die alle Variationen der Ausführung überbrückt, ist nicht die Selbigkeit einer für sich bestehenden sinnlichen Gestalt, sondern die Selbigkeit wie der den Sinn symbolisierenden Gestalt so des dieser Gestalt eingelagerten Sinnes.“ (Litt 1926, 155f)

In Neurologie und Psychiatrie wurden gestaltpsychologische Ansätze intensiv diskutiert. Ludwig Binswanger (1881-1966) und Kurt Goldstein (1878-1965) waren die bekanntesten Ärzte in diesem Bereich, die dem Gestaltansatz zu stärkerer Bedeutung in Diagnostik und Therapie verhelfen wollten:



Binswanger, Ludwig (1881-1966): Schweizer Psychiater und Psychoanalytiker, gilt als Begründer der Daseinsanalyse, in der sich Existenzphilosophie und Psychoanalyse verbinden. 1937 war der Gestaltpsychologe Karl Duncker bei ihm in der Schweiz in Behandlung. Zur Verbindung zwischen Binswanger und Cassirer sowie Kurt Goldstein siehe Andersch 2010.

Ludwig Binswanger versuchte 1924 in einem bemerkenswerten Vortrag Ergebnisse der Gestalttheorie und der Symboltheorie Ernst Cassirers in das psychiatrische Theoriegebäude zu integrieren. Was er vorträgt, entspricht in der Tat weitgehend den Ergebnissen von Cassirers klinischer Kooperation mit dem gestalttheoretisch orientierten Neurologen Kurt Goldstein und dem Gestaltpsychologen Adhémar Gelb. Kondensiert hat Cassirer seine Gedanken zu einer radikalen Reform der Psychopathologie als geschlossenen Text im dritten Band seiner „Symbolischen Formen“ (*Phänomenologie der Erkenntnis*, 1929/2010). Den Wandel der Erkenntnistheorie und einen Paradigmenwechsel in der Forschungsmethodik hatte er aber schon in früheren Studien angemahnt. Binswanger benennt in seinem Züricher Vortrag bereits seine Reformvorschläge (Binswanger 1924; vgl. dazu Andersch 2010):

Zusammenfassung

Vor etwa 100 Jahren betrat die Gestalttheorie die Bühne und versprach, Bewusstseinsbildung, zukunftsorientiertes menschliches Handeln, aber auch dessen krankhafte ‚Verrückungen‘ aus einem Modell interaktiv verknüpfter Mannigfaltigkeiten zu erklären.

Der damit ausgelöste Diskurs wurde von Neurologen, Psychiatern, Philosophen und Psychologen bereitwillig aufgegriffen, da hier eine Chance bestand, die festgefahrene Debatte zwischen Assoziationspsychologie, biologisch orientierter Psychiatrie und Psychoanalyse wieder in Gang zu bringen.

Die vielversprechenden Anfangserfolge interdisziplinärer Gestaltforschung kamen durch den Faschismus, erzwungenes Exil der Beteiligten und den 2. Weltkrieg weitgehend zum Erliegen – es waren aber auch konzeptionelle Schwächen der Gestaltdebatte selbst daran beteiligt, dass dieser Denkansatz aus dem Mainstream psychologischer und psychiatrischer Praxis verdrängt wurde.

Der Artikel untersucht Widersprüche und Diskontinuitäten des bisherigen Diskurses und zeigt auf, wie verschüttete Ansätze wieder nutzbar gemacht werden können.

Wenn das volle Potential des Gestaltgedankens – und seine Verbindung zu Semiotik und Symboltheorie – erschlossen werden kann, besteht eine zweite Chance, die immer noch unterentwickelte Theorie der Psychopathologie entscheidend zu beleben und eine echte Alternative zu den oberflächlichen und stigmatisierenden Diagnosekatalogen (ICD/DSM) zu entwickeln.

Der vorliegende Artikel ist ein Kapitel des in Vorbereitung befindlichen Buches ‚Invarianten der Erfahrung – Bausteine des Bewusstseins und einer „Neuen Psychopathologie“‘ (erscheint 2012). Eine englischsprachige Fassung erschien im März 2011 unter dem Titel „Is there a Second Chance for Gestalt Theory in Psychopathology?“ in *Gestalt Theory*, 33(1), 27-39.

Mini-Lexikon

Musterinterferenz

Der Begriff der Interferenz ist der Physik entlehnt, wo er die Überlagerung von zwei oder mehr Wellen bezeichnet; mit Musterinterferenz ist hier gemeint, dass Mensch und Milieu in den Gehirnprozessen durch bestimmte Erregungsmuster repräsentiert sind, die miteinander in Wechselbeziehung (Korrespondenz) stehen und sich dabei überlagern können; diese Korrespondenzen sind in den Bewusstseinsvorgängen über Symbole vermittelt.

Komplementarität

Die Wirkungsweise der Komplementarität kann analog den Van-der-Waals'schen Kräften begriffen werden, die nur zwischen relativ stabilen Systemen zutage treten. Es tritt hierbei keine Atom- oder Ionenbindung auf, sondern eine Dispersionwechselwirkung (DWW): u.a. sog. ‚London Kräfte‘, eine flüchtige DWW zwischen zwei induzierbaren, d.h. sich erst im Verlauf des Prozesses entwickelnden flüchtigen Dipolen. D.h.: kommen sich zwei stabile (aber nicht starre, da dann das Dipolmoment 0 wäre) Komplexe (Moleküle) bei geringer Teilchengeschwindigkeit nahe, so entstehen temporäre Dipole, die eine elektrostatische Wechselwirkung miteinander eingehen.

- Jede Psychopathologie habe ihre Grundlegung nicht in isolierten Funktionsstörungen des Hirnorgans zu suchen, sondern von einem Begriff funktionierender Bewusstheit aus zu bestimmen.
- Ein vereinfachtes Denken in Substanzbegriffen sei durch relationale Ordnungen und Funktionsbegriffe zu ersetzen.
- Anstelle einer der klinischen Erfahrung widersprechenden Assoziations- theorie psychischer Entitäten müsse das Studium der Gestaltgebung treten, „die allen diesen Formen

menschlicher Geistesbetätigung innewohnt.“ (1924, 417)

- wissenschaftliche Grundbegriffe seien nicht passive Abbilder des Seins, sondern selbst geschaffene intellektuelle Symbole; diesem symbolwissenschaftlichen Verständnis sei Rechnung zu tragen.
- Aufgabe der Psychiatrie könne „... nicht die Beschreibung und Klassifizierung ihrer objektiven, sei es naturhaften, sei es geistigen Gestaltungen (sein), sondern die wissenschaftliche Erfassung *des Prozesses* der Objektivierung, der wiederum nur richtig verstanden werden kann, aus dem Vollen der Subjektivität heraus.“ (1924, 435)

Kurt Goldstein wiederum legte – ins holländische Exil gezwungen – mit seiner Publikation ‚Der Aufbau des Organismus‘ (1934) den Entwurf einer frühen, gestalttheoretisch fundierten Systemtheorie des zentralen Nervensystems vor (Lemche 1984). Danach verfügt das Gehirn über verschiedene Kategorial- bzw. Komplexitätsniveaus, die funktionalen Ordnungsprinzipien folgen. Seine Leistungsbereitschaft erwächst aus einer Form mentaler Grundspannung und Erregungsbereit-

schaft. Alle neuronalen Funktionen sind ganzheitsbezogen, selbst beim Ausfall der zentralen Steuerungs- zentren. Erlernete Funktionen sind nicht substantiell lokalisiert, sondern ihr Tätigkeitsfeld kann (partiell) durch andere Teile des Organismus übernommen werden. Das System kennt keine Ruhelage, aber eine Tendenz zur ‚Verharrung in Veränderung‘ (Goldstein 1934, 79).

Gestaltansatz in der Psychopathologie – ein Strohfeuer?

Doch hält die Gestalttheorie in dieser Anfangsperiode nicht, was sie nach ersten hoffnungsvollen Ansätzen versprochen hatte. Sie ist damals auch nicht in der Lage, ein Konzept für eine Theorie der Bewusstseinsbildung vorzulegen.

Ohne Zweifel hat die Vertreibung fast aller (und die Ermordung einiger) Befürworter der Gestalttheorie aus Nazideutschland einer damals erst beginnenden fruchtbaren interdisziplinären Debatte allzu früh den Boden entzogen. Es sind aber auch theoretische Schwächen und konzeptionelle Fehler, die den gestalttheoretischen Ansatz schwächten, und konzeption-



nelle Unklarheiten, durch die sie sich selbst isolierte. Karl Bühler, der Psychiater und Sprachforscher, der sich schon in den 20er Jahren mit Cassirers und Goldsteins Ideen auseinandersetzte, hat dies 1960 in einer kritischen Durchsicht der gestalttheoretischen Ansätze ähnlich eingeschätzt (Bühler 1960).

Der Philosoph Barry Smith bemängelt in einer ausführlichen kritischen Analyse des gestalttheoretischen Ansatzes, dass die Gestalttheorie in ihrem theoretischen Anspruch versagt habe, die ihr zugedachte Rolle in der psychologischen (und psychiatrischen) Debatte auch tatsächlich einzunehmen (Smith 1994). Die Gestalttheorie müsse enger mit Linguistik, Neurowissenschaften und dem Ansatz des „Connectionism“ kooperieren, um ihr wahres Potential zu entfalten. Es bedürfe „angemessener ontologischer Klärstellungen“, um den bisherigen Zustand zu ändern.

Was sind aber die Fehler und wo liegen die konzeptionellen Schwächen, die hier angesprochen sind? Mir erscheint hier vor allem folgendes wichtig:

Die von Ernst Cassirer betonte Möglichkeit und Notwendigkeit, Gestalt- und Symbolbildung über den sinnlich geometrischen Erfahrungsraum hinaus auf abstrakte, virtuelle Ebenen fortzuentwickeln, wurde nach seinem Tod – in Bezug auf klinische Anwendbarkeit – nur von Aron Gurwitsch weiterverfolgt. Unter Bezugnahme auf Cassirer und Merleau-Ponty gelang es ihm, die bislang fehlende Verbindung von Gestalt und Goldsteins Konzept der ‚konkreten‘ und ‚abstrakten‘ Haltung zu Husserls phänomenologischen Studien nachzuweisen (Gurwitsch 1949).

Goldstein selbst fand sich im amerikanischen Exil mit seinem gestalttheoretischen Ansatz und seinem symboltheoretischen Hinter-

grund weitgehend isoliert. Seine, noch an der Kooperation mit Cassirer inspirierten ‚Harvard Lectures‘ (Goldstein 1940) wurden dort von einem anti-theoretisch orientierten Publikum völlig missverstanden. Goldsteins Beobachtung, dass der Psychotiker sich nicht originär isoliert, sondern dass – beim Verlust einer regulierenden Membran (Gestalt) – zuerst sein inneres Universum mit der Außenwelt ineinander fällt, wurde in ihrer Bedeutung nicht erkannt. Sein Figur-Hintergrund-Verständnis, das, ähnlich wie bei Kurt Lewin, den Hintergrund als abstraktes Relationsgeflecht sieht, welches phänomenologisch nicht in Erscheinung tritt (1939, 32), bleibt von Kollegen unbeachtet. Die Reproduzierbarkeit seiner vorwiegend an neurologischen Hirnverletzten geprüften Forschungsergebnisse, diesmal mit psychiatrischen Patienten in der Sowjetunion durch Lurija, fällt einer Kalten-Kriegs-Mentalität zum Opfer. Problematisch erweist sich Goldsteins angepasste Vorgehensweise, Cassirers philosophischen Einfluss auf seine Positionen und die Nachweise ihrer jahrelangen Kooperation weitgehend aus Referenzen und Zitaten seiner Artikel zu entfernen. Dem Leser seiner Abhandlungen entzieht er damit das für ihr Verständnis dringend erforderliche theoretische Grundgerüst; die zuvor fruchtbare Synthese von Neuroanatomie und Philosophie geht verloren.

Widersprüche und Diskontinuitäten

Währenddessen bleibt die Gestalttheorie selbst fasziniert von sinnlichen Phänomenen und gewinnt in Forschungsbereichen mit visuell konnotierten Forschungsprojekten mehr Anhänger als in der Psychiatrie. Gestalt wird dabei häufig auf Ganzheits- oder Totalitätsaspek-

te reduziert, ohne die Entwicklung und den Wandel ihres Ausdrucks auf den wechselnden Ebenen von Bewusstheit zu erforschen. Es existiert kein Konzept zum Zusammenhang zwischen der Gestaltbildung und einer ihr unterliegenden Musterung mit symbolischer Prägnanz.



Goldstein, Kurt (1878-1965)

Der Gestalttheorie eng verbundener Neurologe, Pionier der „Psychosomatik“ und Neuropsychologie. Sein Hauptwerk ist *Der Aufbau des Organismus*. Einführung in die Biologie unter besonderer Berücksichtigung der Erfahrungen am kranken Menschen. Den Haag: Nijhoff, 1934. In seinem Buch *Language and Language Disturbances* (New York: Grune & Stratton, 1948) schreibt er: „Careful study of this book (gemeint ist Cassirers Philosophie der symbolischen Formen) promises to be of great advantage to our studies of aphasia...“ Er spricht von einer „symbolic capacity“ (111).

Köhlers Isomorphie-Postulat, dass Hirnereignisse und ihre Interaktionen einerseits, und die Strukturen der äußeren Welt andererseits nach den gleichen dynamischen Prinzipien geregelt seien, gab und gibt in seiner Unbestimmtheit Anlass zu vielfältigen Fehlinterpretationen. Viele Theoretiker glauben bis heute, daraus einen Parallelvorgang mit Abbildungscharakter ablesen zu können, und es bedarf eingehender Textinterpretation, um zu erkennen, dass die Strukturähnlichkeit nur das allgemeine relationale Prinzip benennt, innerhalb dessen sich nicht gleiche, sondern komplementäre Musterkorre-

spondenten zur Gestaltbildung ergänzen.

Erst in den 50er- und 60er-Jahren (Klaus Conrad, Hanscarl Leuner) und erneut in den letzten Jahren gibt es wieder gestalttheoretisch orientierte Ansätze dafür, Beiträge zur Reform der Psychopathologie zu leisten.

In Deutschland greift Klaus Conrad als einer von wenigen einflussreichen Psychiatern nach 1950 den von ihm schon seit den ersten Kriegsjahren verfolgten Gedanken wieder auf, psychopathologische Verläufe unter dem Blickwinkel des Gestaltverlustes zu betrachten. Seine sehr allgemeine Feststellung über den Gestaltverlust in der Psychose (Conrad 1962) kann aber ein schlüssiges Konzept der Unterschiede im Aufbau und beim Zerfall *bewusster* Gestaltbildung und dem Charakter *präformierter* (Gestalt-)Schablonen in schweren psychischen Störungen nicht ersetzen. Der Umstand, dass er theoretisch einem streng organischen Pathologiekonzept verhaftet blieb, und wohl auch sein früher Tod trugen dazu bei, die von ihm angestoßene kurze Phase psychiatrischen Interesses an Gestaltkonzeptionen wieder verebben zu lassen.



Conrad, Klaus (1905-1961): deutscher Neurologe und Psychiater; bekannt wurde vor allem sein Werk „Gestaltanalyse des Wahns“.

Zu Unrecht fast unbeachtet bleibt als gestalttheoretisch orientierter Psychiater Conrads langjähriger Assistent Hanscarl Leuner. Tatsächlich gründet Leuner seine methodologischen Überlegungen zur Begründung einer konditional-genetischen Psychopathologie (Leuner 1962, 60-67) und sein System ‚transphänomenaler dynamischer Steuerung‘ nicht auf Conrads Konzept, sondern auf Kurt Lewins feld- und gestalttheoretische Konzeption der „gespannten dynamischen Systeme“ (ebenda, 201). Leuner erkennt, anders als Conrad, die kreative und gestaltbildende Potenz in den Zerfallsprodukten pathologischer Prozesse und sieht viele gestalttheoretische Annahmen in seinen Halluzinogen-Forschungen bestätigt. Ganz bewusst ersetzt er den Begriff der Gestaltqualitäten in seinen Publikationen durch den Terminus „Struktur“, um, wie er begründet, gleichzeitig dessen „hochkomplizierte(n) symbolische(n) Qualitäten erfassen zu können“ (113). Völlig richtig erkennt er dabei die Synonymität von Gestalt- und Symbolisierungsvorgängen.



Leuner, Hanscarl (1919-1996): Deutscher Psychiater und Psychoanalytiker, Begründer des Katathym-Imaginativen Bilderlebens bzw. der Katathym-Imaginativen Psychotherapie. Sowohl diese als auch sein Ansatz der Psychopathologie in seinem Werk *Die experimentelle Psychose. Ihre Psychopharmakologie, Phänomenologie u. Dynamik in Beziehung zur Person*, Berlin: Springer 1962, bauen wesentlich auf der Gestalttheorie auf.

Nach Einführung dieser neuen Terminologie als Strukturtheoretiker verkannt, wird er jedoch in der ‚Gestaltdebatte‘ mit wenigen Ausnahmen nicht wahrgenommen. Dies ist umso bedauerlicher, als Leuner der bei weitem erfolgreichste Innovator bei der klinischen Anwendung gestalt- und symboltheoretischer Ideen ist: das von ihm entwickelte Verfahren des ‚kathathymen Bilderlebens‘ (Leuner 1970) gilt als hochwirksame Therapiemethode, die mit imaginierten symbolischen Gestalten arbeitet und weite internationale Verbreitung erfahren hat.

Neben den Beiträgen von Conrad und Leuner findet sich in der Psychiatrie und in angrenzenden Bereichen noch eine Reihe anderer Bezugnahmen auf die Gestalttheorie, oft allerdings durch eine gewisse Theoriekonfusion gekennzeichnet. Der aus Deutschland über Südafrika in die USA emigrierte Psychiater Fritz Perls, der in den USA die so genannte Gestalt-Therapie begründete, nutzt Teile der Gestalttheorie und mischt sie beliebig mit psychoanalytischen Versatzstücken. Gregory Bateson, der nicht unmaßgeblich die systemische und Familientherapie beeinflusste, ersetzte seinen ursprünglich gestalttheoretischen Ansatz durch lerntheoretische und kybernetische Konzepte. Diese Theoriekonfusion findet Nachahmung bei den vielfältigen Neugründungen von ‚Gestaltinstituten‘, auch in Deutschland, die das Primat des Phänomenalen, die Präsenz von Gestalten als unmittelbar gegebenes Naturphänomenen und dergleichen zum Kernstück des Gestaltungsvorganges erklären.

Daneben finden sich aber auch solidere Bezüge: So zeigen neuere Forschungen (Nitzgen 2008/2010, vorher schon Lemche 1984), wie stark das in den vierziger Jahren entwickelte gruppensystemische und gruppenpsychoanalyti-

sche Konzept von SH Foulkes von den Gestalt- und Netzwerkkonzepten Kurt Goldsteins (dessen Schüler er in Frankfurt vor seiner Emigration nach England war) wie auch von Cassirers Philosophie beeinflusst ist.

Ernst Cassirer – ein Gestalttheoretiker?

Angesichts des direkten und indirekten Einflusses Ernst Cassirers auf einige der nun genannten Ansätze zu einer Reform der Psychopathologie soll nun genauer auf sein Verhältnis zur Gestalttheorie eingegangen werden. Ernst Cassirer selbst hat sich nie als Gestalttheoretiker verstanden und vertritt dennoch in seiner Philosophie all die Elemente, derer die Gestalttheorie – bis heute – dringend bedarf. Schon 1910 schreibt er:

„Was uns im Gebiete des Bewusstseins empirisch wahrhaft bekannt und gegeben ist, sind niemals die Einzelbestandteile, die sich sodann zu verschiedenen beobachtbaren Wirkungen zusammensetzen, sondern es ist stets bereits eine vielfältig gegliederte, und durch Relationen aller Art geordnete Mannigfaltigkeit, die sich lediglich Kraft der Abstraktion in einzelne Bestandteile sondern lässt. Die Frage kann hier niemals lauten, wie wir von den Teilen zum Ganzen, sondern wie wir vom Ganzen zu den Teilen gelangen. Die Elemente ‚bestehen‘ niemals außerhalb jeglicher Form der Verknüpfung, sodass der Versuch, die möglichen Weisen der Verknüpfung aus ihnen (den Einzellelementen) herzuleiten, notwendigerweise im Kreise verläuft.“

Später führt er dazu aus:

„In diesem Sinne muss in jedem Gegenstandsbereich, von welcher Art und Form er auch sei, der Standpunkt der bloß ‚kopylichen [kopierenden] Betrachtung‘ mit dem der ‚architektonischen Verknüp-

fung‘ vertauscht werden“ (Cassirer 1985, 20).¹

Bezogen auf die Aphasie zitiert er zustimmend Jackson, der im Verlust der Sprache eben nicht den Verlust der Wortbildung als maßgeblich erkannt habe, sondern die Herabminderung der Fähigkeit, prädikative Sätze zu bilden, „d.h. im wesentlichen solcher Sätze, die ein Sein, eine Beschaffenheit oder ein Sich-Verhalten von Gegenständen zum Inhalt haben“ (ebenda, 132).

Tatsächlich ist es nämlich das Fortschreiten in einen virtuellen Bereich von Beziehungen und Strukturen, in dem das ‚*symbolein*‘ (den griechischen Ursprung unseres Wortes Symbol), also das Schaffen einer Ganzheit, einer symbolischen Form, aus polaren Korrespondenten (wie Mensch und Milieu) überhaupt erst erklärbar wird. Es sind nicht die sinnlich konkreten Charakteristika dieser polaren Akteure, deren Einmaligkeit an ihrer Oberfläche eine solche Möglichkeit ja gerade nicht erkennen lässt, sondern die darunter liegenden Musterbildungen, die dies ermöglichen. Nur so entstehen Codes, deren gesonderte Charakteristika übertragbar und wiederholt nutzbar sind. Nur so entsteht eine Form von Verallgemeinerung, die durch den Eindruck ihres Settings eine komplementäre Codierung der Objektseite anzuregen vermag. Damit erst kann sie auch jene besonderen (auch sinnlichen) Strukturmerkma-

¹ Leontjew umschreibt Gestaltung durch symbolische Formung als ‚Bildungsmechanismen von Mechanismen‘ (1977, 291). Er betont, dass tierisches Verhalten keinen echten Werkzeugcharakter aufweist und dass die typische Nachahmung beim Kleinkind (Echokinese, -mimie, -lalie) bereits im zweiten Lebensjahr an Bedeutung verliere. Dies werde durch Nachahmung nach vorgestellten Mustern ersetzt. Diese sind durch eine Besonderheit gekennzeichnet: Nachahmungshandlungen werden bei ihrer Bildung nicht durch irgendeinen Reiz bekräftigt, der als Ergebnis ihres Vollzuges wirkt, sondern durch das Zusammenfallen der Handlung mit der Vorstellung des gegebenen Vorbildes (Saporoshez 1958, zit n. Leontjew 1977, 295).

le und deren Beziehungs-Settings beim Korrespondenten hervorrufen, die eine echte Ganzheit möglich machen, eine gemeinsame Schöpfung und Verbreiterung sinnlicher Erfahrung im Zusammentreten dieser Korrespondenten.



Cassirer, Ernst (1874-1945): deutscher Philosoph. Hauptwerk: Philosophie der symbolischen Formen.

Zum Sinn der Abstraktion

Erst die ‚Abstraktion‘ im Sinne des Wortes: das Absehen von den einmaligen, besonderen, konkreten Aspekten, vom sinnlichen Verhaftet-Bleiben an der jeweiligen Situation, erlaubt das Herausarbeiten der dieser Situation unterliegenden Strukturaspekte, erlaubt die Bündelung auf die energetisch unverzichtbaren Bezüge.

Cassirer benutzt das Beispiel der mathematischen Transformationsgruppen, um zu verdeutlichen, wie – auf Invarianten zurückgeführte – Sinnstiftungsebenen nicht nur miteinander verknüpft, sondern ineinander überführt werden können; wie scheinbar nicht zu verbindende Qualitäten durch Verschiebung komplexer Referenzebenen kompatibel werden können.

Hierzu notwendig ist allerdings ein – zeitweiliges – Beiseitstellen sinnlich-konkretistischer (der

Die Bedeutung der Symbolik

in einem universalen Konzept von Bewusstheit und psychischer Krise

Im Verständnis der Geisteswissenschaften ist es unbestritten, dass menschliches Selbstverständnis symbolisch konstruiert, dass unsere Wirklichkeitsauffassung symbolvermittelt ist, und dass unsere Sprache, die Mathematik und die Werkzeuge fortschreitender Arbeitsteilung Symbolkonstrukte sind. Hier scheint das Postulat des Philosophen Ernst Cassirer, dass der Mensch nicht das „Animal rationale“, sondern das „Animal symbolicum“ sei, seinen vollen Niederschlag gefunden zu haben. In der klinischen Psychiatrie, im Umgang mit menschlichen Krisen, in denen dieses „Selbstverständnis“ verloren geht, in denen Wirklichkeiten ins Rutschen kommen und Sprachkonstruktion und -nutzung sich dramatisch verändern, bleibt jedoch die grundlegende Bedeutung „symbolischer Formung“ – oder besser: das Wissen um die „Matrix“ unserer Bewusstheit, ihres Zusammenbruches unter Verlust „symbolischer Formung“ und um ihre Rekonstruierbarkeit – weitgehend ungenutzt.

Dies ist umso bedauerlicher, als die sich auf Symbolbezüge gründenden Charakteristika - anders als die Kategorien herkömmlicher psychopathologischer Konzepte - universale Gültigkeit haben.

Karl Maria Finkelnburg hatte 1870 die Bedeutung der Symbolik in der Nervenheilkunde beschrieben, als er den spezifischen Charakter der Vielfalt aphatischer Symptome zu erfassen versuchte. Er verstand unter „Symbol“ die Bedeutung eines künstlichen, eines konventionellen Zeichens, das nur der menschlichen Psyche zukommt und erkannte, dass im psychopathologischen Prozess die Fähigkeit einer solch abstrakt „mittelbaren“ Sicht wieder verloren geht. So sind Apatiker nicht imstande, den Charakter von Symbolen, z.B. Noten oder Münzen richtig zu erkennen und sinngemäß zu verwenden. Patienten mit christlichem Hintergrund sind selbst auf Anweisung hin außerstande, das Zeichen des Kreuzes zu machen.

Finkelnburgs Studie über „Asymbolie“ war ein Paradigmenwechsel in klinischer Beschreibung, dessen Bedeutung zuerst der englische Neurologe Henry Head in seiner 1926 erschienenen 2-bändigen Studie „Aphasia and Kindred Disorders of Speech“ angemessen würdigte. Ernst Cassirer erkannte zur gleichen Zeit, - ohne von Heads Studien zu wissen - die Wichtigkeit von Finkelnburgs Arbeit für die Theorie und Struktur der Psychopathologie (Cassirer 1929).

Cassirer postulierte, dass sich im Bewusstwerdungsprozess Individuum und Gruppe aus anfänglich gemeinsamen Grund zu ihren - erst später komplementären - Positionen: Subjekt und Objekt herausarbeiten, d.h. sich im Sinne des Wortes „auseinandersetzen“ müssen. Aus der sich wandelnden Komplexität ihrer subjektiv eingebrachten kategorialen Denkmuster bilden Menschen - zusammen mit den sinnlichen Gegenparts ihres Milieus - zentrale Ganzheiten: „symbolische Formen“. Solche, an Zeichen der äußeren Welt gekoppelte und symbolisch stabilisierte - und deshalb „bewusste“ - Ganzheiten fallen jedoch nicht, wie in Traum oder Psychose, wieder ineinander, sondern finden, werkzeuggleich, in jetzt jeweils anderen Situationen vergleichbarer Konstellation erneut Anwendung. Als Mythos, Religion, Gesetz, Wissenschaft und Kunst werden solche „symbolische Formen“ universell als kulturelle Sinnstiftungsebenen erkannt und genutzt.

Diesem konstruktiven bewusstheit-bildenden Cassirer'schen Symbolkonzept stand und steht die klassische Psychopathologie weitgehend ignorant gegenüber, selbst wenn Binswanger (1924), Lewin (1926/1949) und Goldstein (1926/1939) erhebliche Anstrengungen unternahmen, Cassirers Ansatz unter Nervenärzten und Psychologen populär zu machen.

Auszug aus: Norbert Andersch: Kein Unterschied - Nirgends: Über die radikale transkulturelle Gleichheit der Grundformen der Bewusstseinsbildung. In: *Migration und kulturelle Verflechtungen*. 3. Kongress des Dachverbands der transkulturellen Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik im deutschsprachigen Raum e.V. (DTPPP). Hrsg. von Solmaz Golsabahi, Bernhard Küchenhoff & Thomas Heise. VWB - Verlag für Wissenschaft und Bildung 2010

Arzt würde sagen: klinischer) Vorstellungsebenen. Das scheint allerdings auf den ersten Blick unvereinbar mit dem Postulat humaner Medizin, sich und die ihr anvertrauten Menschen gerade nicht – wie in Mechanik und Geometrie – in reine Abstrakta zu zerlegen. Doch löst sich dieser scheinbare Widerspruch, wenn wir erkennen, dass unser Wissen um Invarianten das echt Eigentümliche eine Wesens nur umso deutlicher hervortreten lässt, und nur beide Aspekte zusammen die wirkliche Figur oder Persönlichkeit ergeben.

Schon die Tierphysiologie zeigt, dass deren Sinneswahrnehmung in relativ variable und relativ invariante Komponenten zerfällt: gegebene Eindrücke werden in Wesenhaftes und Zufälliges – in eine Form früherer Musterstabilität – gegliedert.

Cassirer verweist auf Spinozas Lob philosophischer Aspekte der Mathematik, ohne deren, über rein sinnliche Bedeutungsgebung hinausweisenden Denkfiguren sich die Menschen nie von einer verengten ‚Zweckbetrachtung‘ gelöst hätten. In der Tat reduziert eine solche Sichtweise den Menschen nicht, sondern erweitert den Blickwinkel (auf sie und sich selbst) und ist einer der Schlüssel, um uns die sonst verborgen bleibende Vielschichtigkeit und Wandlungsfähigkeit unseres Handelns verständlich zu machen.

Ähnliche Ängste gegenüber abstraktem Denken bestanden auch in der frühen Mathematik und Geometrie. Noch im letzten 19. Jahrhundert wurden die heute mathematisch unverzichtbaren virtuellen Welten der ‚Riemannschen Geometrien‘ als Hirngespinnste beschimpft. In der Antike mit ihrer noch weitergehenden Verhaftung an sinnlich-gegenständliches Vorstellungsvermögen hätte „die Auflösung des plastischen Denkens“ – so Cassirer (1937,129) – „zu-

gleich die Zerstörung des Begriffes (selbst) bedeutet.“

Doch Cassirer fährt fort, dass eine solche Zerstörung gerade nicht zu befürchten sei, „auch wenn wir der unmittelbaren Anschauung (psychiatrisch: der klinischen Begrifflichkeit N.A.) ganz entsagen und deren Elemente (hier: unterliegende Invarianten N.A.) frei variieren lassen.“ Dies erst erlaube eine Sichtweise, deren neue Qualität darin bestehe, dass sie zeige, wie fixe Gebilde ganz verschiedener Wirklichkeitsebenen ineinander übergehen könnten“ [Übersetzt in klinische Termini: wie die uns bislang rätselhaften Symptomwechsel im Verlauf schwerer psychischer Störungen jetzt wirklich verständlich werden können].

Gestalttheorie und Psychiatrie: Ein zweiter Versuch?

Die Gestalttheorie – lange Zeit noch im konkretistischem Verständnis des Gestaltvorganges und seiner sinnlichen Figuren verhaftet – macht derzeit Ansätze, einer komplexeren und abstrakteren Fassung ihrer eigenen Idee wieder nachzugehen: nämlich ein übergreifendes Moment zu betonen, das gerade nicht im Detail rigide und zwanghaft Sinn und Schlussbildung „vorschreibt“. Dazu gehören etwa die Vorschläge von Tschacher (2004) über eine Einbeziehung des Gestaltansatzes in Forschungen über nichtlineare Systeme, Synergetik und Chaosforschung; systemdynamische Studien (Kriz 2001) über die Stabilisierung früher Musterbildung in mentalen Prozessen; neue Arbeiten von Uhlhaas und Silberstein (2003) zum Gestaltzerfall in schizophrenen Störungen, Diskussionsbeiträge zum Verhältnis von Gestalttheorie und Psychopathologie von Stemberger (2000) und dem Autor dieses Beitrages (Andersch 2007).

Die Gestalttheorie kann, in Hinblick auf die Psychiatrie, immer noch jenen wissenschaftstheoretischen Fortschritt anstoßen, unter dem sie in der philosophischen Debatte angetreten war, und den Aron Gurwitsch Ende der vierziger Jahre prägnant herausgearbeitet hatte: Nämlich herauszutreten aus einem zu engen Korsett klinischen Verständnisses, Gestaltung nicht in jeder Einzelbewegung, sondern in der Absicherung von Handlungsebenen zu suchen, Abstraktionsgrade zu implementieren sowie den freien Wechsel der beteiligten Komponenten ins Auge zu fassen (der menschliche Entwicklung als Perspektive und Möglichkeitsraum auf immer neuen Ebenen gehaltener Spannungsfelder begreift). Es gilt zu erkennen, dass das komplexe Konstrukt der symbolischen Form, das uns diese Fähigkeiten ermöglicht, bislang zu Unrecht als Selbstverständlichkeit hingenommen und in seiner Bedeutung ignoriert wurde.

Wenn es der Gestalttheorie gelingt, sich nicht in den Details jeder Fakultät, jeder Sache, jeden Bildes zu verlieren, kann sie auch zu einer therapeutischen Methode beitragen, die Resonanzräume bereitzustellen hilft, die Netze unterhalb der Zirkuskuppel knüpft, die für die übenden Akrobaten Angst reduzieren. So kann sie die Bedingungen schaffen, die Fehler, Verschiebungen, Verzögerungen, Aufteilungen unserer Handlungen ohne fatale Konsequenz erst möglich machen.

Das wäre auch ein Anknüpfen an die Überlegungen Kurt Lewins, dass „beim Erwachsenen [...] in der Regel eine große Anzahl relativ gesonderter gespannter Systeme nebeneinander (besteht), die [...] aber nur selten und meist unvollkommen wirklich entspannt werden können. Sie bilden Energiereservoir des Handelns und ohne ihre relativ weitgehende Sonderung gegeneinander wäre ein geordnetes

Handeln unmöglich“ (1926, 325). Nur in diesem Vermögen kommt die Gestaltbildung sich selbst und dem Phänomen der Bewusstseinsbildung echt nahe: eine freischwebende Matrix selbstgeknüpfter Sinnstiftungen zu sein, die alleine noch nicht Bewusstheit darstellt, aber die Bedingungen kreiert, dass bewusste Aktivität einsetzen kann; die den Tanzboden hergibt, auf dem die Paare dann, wenn sie denn wollen, tanzen können.

Gestalt- und Symboltheorie: zwei Seiten einer Medaille

Tatsächlich forschen Gestalt- und Symboltheorie über Prozesse, die ein großes Maß an Überschneidung aufweisen – und können voneinander profitieren: Symbolik ist mittelbare menschliche Erfahrung und zunehmendes Wissen um den stufenweisen Wandel und die innere Architektonik menschlicher Bedeutungsgebung. Sie durchläuft alle Stufen des Zugewinns menschlicher Komplexität und Abstraktionsfähigkeit in der Subjektentwicklung: zuerst die Stufe der Faszination, dann die Stufe der Verdichtung zu (noch nicht gewussten) Mustern, dann die Stufe der Synthese in der Selbstsetzung der eigenen Gestalt und erst danach die Stufe der Ablösung allgemein gestaltbarer flüchtiger Totalitäten von der sinnlich konkreten Bedeutungsgebung des ursprünglich Erlebten – und damit deren äußere ubiquitäre Verwendung, bevor echte Integrationsprozesse einsetzen können.

Das Freud'sche Symbol aus Traum und Verdrängung ist identisch mit *autoregulativen Gestalten*: Es handelt sich um bewusstseinsfähige Subjektanteile, jetzt rückgekoppelt an innere figurbildende Korrespondenten, nicht an äußere Zeichen fixiert und erinnerungslos – *präformierte Schablonen*, wie HC Leuner sie in der Symptomatik einer Psychose genannt hat. Aber, dies muss

Das Symbolverständnis von Ernst Cassirer

Nach: Kreitler, Shulamith (1965): *Symbolschöpfung und Symbolerfassung. Eine experimentalpsychologische Untersuchung*. München: Ernst Reinhard Verlag, 18-20. Siehe dort auch die Literaturverweise.

Für Cassirer sind alle Formen des menschlichen Kulturlebens symbolisch. „Daher, anstatt den Menschen als animal rationale, sollten wir ihn lieber als animal symbolicum definieren“. Symbolschöpfung und Symbolanwendung sind der charakteristische Modus der menschlichen Anpassung an die Wirklichkeit. „Signale und Symbole gehören verschiedenen universa des Diskurses an: ein Signal ist ein Teil der physischen Welt des Seins; ein Symbol ist ein Teil der menschlichen Bedeutungswelt“. Das Besondere der Symbole sieht Cassirer in ihrer universellen Anwendbarkeit auf das gesamte Feld menschlichen Denkens und in ihrer außerordentlichen Wandelbarkeit und Anpassungsfähigkeit. Zeichen hingegen sind in ihrer Anwendbarkeit beschränkt und enthalten stets eine streng festgelegte Beziehung zu dem, was sie bezeichnen. Symbole sind die ursprüngliche Art, in der alle menschliche Erfahrung ausgedrückt werden kann und der ursprüngliche Modus der Aktivität der menschlichen Bewusstheit. Gleich Langer hält Cassirer Wissenschaft, Kunst, Sprache, Mythologie und Religion für verschiedene symbolische Transformationen der Welt, aber ungleich Langer sieht Cassirer sie als Ausdruck und Darstellung einer Wirklichkeit an, nicht aber als Spiegelung *verschiedener* Bereiche oder Aspekte dieser Wirklichkeit.

Cassirer neigt wohl auch dazu, im Symbol eine Art a prioristischer Kategorie im Sinne Kants zu sehen, wenn möglich sogar noch etwas Grundlegenderes, da die jeweilige symbolische Form die Auffassung von Raum und Zeit zu bestimmen scheint. Der Kant'sche Einfluss wird deutlicher, wenn Cassirer feststellt: „Die Symbole sind Prägungen zum Sein: sie sind nicht einfach Abbilder einer vorhandenen Wirklichkeit, sondern sie stellen die großen Richtlinien der geistigen Bewegung, des ideellen Prozesses dar, in dem sich für uns das Wirkliche als eines und vieles konstituiert, als eine Mannigfaltigkeit von Gestaltungen, die doch zuletzt durch eine Einheit der Bedeutung zusammengehalten werden“. Oder „die symbolischen Zeichen aber ... »sind« nicht erst, um dann, über dieses Sein hinaus, noch eine bestimmte Bedeutung zu erlangen, sondern bei ihnen entspringt alles Sein erst aus der Bedeutung“.

Im Gegensatz zu Husserl, der zwischen dem Niveau der sinnlichen Wahrnehmung als solcher und einer noetischen Schicht unterscheidet, betont Cassirer vorwiegend das Ineinandergreifen, ja die Identität der Schichten und Funktionen und lehnt daher die Husserlsche Unterscheidung ab. Nach Cassirer erfasst der Mensch die Wirklichkeit symbolisch, was besagt, dass Wahrnehmung und Verstehen eng ineinander verwoben sind, eine Auffassung, die auch von der Gestaltpsychologie geteilt wird. Allerdings ist Cassirer nicht an der Realität hinter den Symbolen, nicht am Ding an sich interessiert, sondern befasst sich mit den symbolischen Transformationen dieser Wirklichkeit, welche er aber, vielleicht als Folge seiner Ablehnung der Dichotomie von Erscheinung und Bedeutung, gelegentlich doch mit der Realität identifiziert.

Es ist das große Verdienst von Cassirer, dass er die symbolischen Transformationen in ihren Einzelheiten erforschte, indem er ihre Gesetze und die sich aus ihnen ergebende Weltanschauung enthüllte. Erstaunlich ist, dass seine Feststellungen über die Gesetze des „mythischen Bewusstseins“ mit den Erkenntnissen Freuds über den Verlauf der unbewussten Es-Prozesse weitgehend übereinstimmen, und dies, obgleich Freud pathologische Einzelphänomene, Cassirer hingegen die verschiedenen Kulturerscheinungen zum Studienobjekt wählte. Dass Freud Verneinung, Verdichtung, Umkehrung etc. nicht als symbolische Prozesse bezeichnet, mag bewirkt haben, dass die Ähnlichkeit bisher meist unbemerkt blieb.

betont werden, es handelt sich dabei auch um legitime Versuche der Situationsbewältigung, die, wenn vom Therapeuten richtig erkannt und zugeordnet, Bausteine des Heilungsprozesses werden können.

Symbolische Form hingegen ist bewusste (nicht: gewusste) Gestalt – die *an ein äußeres Zeichen fixierte Bewegungsform*, die unsere Handlungsrahmen weitgehend antizipiert, Resonanzräume schafft und Spontaneität und Zukunft aufschließt.² Es ist auch das, was Erich Wulff als „die gegenseitige Empfänglichkeit und Aufeinanderbezogenheit von Sinn und Bedeutung“ (Wulff 1995, 172) nennt:

„Erst (da)durch [...] wird eine für alle Subjekte verbindliche mögliche Welt als potentiell sinnträchtig-verstehbare konstituiert, oder nochmals anders: nur so entsteht in der individuellen Erfahrung ‚Intersubjektivität‘, die sinnbezogene Teilhabe von Subjekten an einer in verallgemeinerbare Bedeutung gegliederten Welt. Diese Teilhabe ist allerdings immer nur eine ‚teilhafte‘ (auch im Sinne der Partikularität); ich kann diese Welt – sofern sie intersubjektiv bleiben soll – niemals als Ganze haben, sondern nehme sie immer nur aus meinem jeweiligen Standort, in ständig sich wandelnden Perspektiven ‚horizonthaft‘ wahr.“ (ebenda, 173)

Literatur

- Andersch, N. (2007): Symbolische Form und Gestalt. *Gestalt Theory*, 29 (4), 279-293.
- Andersch, N. (2010): Zur Pathologie des Symbolbewusstseins. Ernst Cassirers uneingelöster Beitrag zu einer radikalen Reform der Psychopathologie. In: B. Holdorff u. E. Kumbier (Hrsg.), *Schriftenreihe der DGGN*, Band 16, Würzburg: Königshausen und Neumann, 109-124.
- Binswanger, L. (1924): Welche Aufgaben ergeben sich für die Psychiatrie aus den Fortschritten der neueren Psychologie? *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie*, 10, 1-12.

² Diese symbolische Form kann auf der magischen Stufe der Faszination und der mythischen der Verdichtung nur durch die komplexeren Gruppenmuster in die Gestaltbildung eingebracht werden.

- iatric, 91(1), 402-436.
- Bühler, K. (1934/1982): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart - New York: Fischer.
- Bühler, K. (1960): *Das Gestaltprinzip im Leben der Menschen und der Tiere*. Bern: Hans Huber.
- Bumke, O. (Hrsg. 1932): *Handbuch der Geisteskrankheiten*. 14. Aufl. Berlin: Springer.
- Cassirer, E. (1910): *Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik*. Berlin: Cassirer.
- Cassirer, E. (2010): *Philosophie der symbolischen Formen*. Band 1: *Die Sprache* (1923); Band 2: *Das mythische Denken* (1925); Band 3: *Phänomenologie der Erkenntnis* (1929). Hamburg: Verlag Meiner.
- Cassirer, E. (1999/1937) Die Invarianten der Wahrnehmung und des Begriffes, in: J. M. Krois und K. C. Köhnke (Hrsg.), *Ziele und Wege der Wirklichkeitserkenntnis* (Nachgelassene Texte und Manuskripte Bd. 2). Hamburg: Verlag Felix Meiner, 83-133.
- Conrad, K. (1959): *Die beginnende Schizophrenie*. Stuttgart: Thieme
- Foulkes, S.H. (1964/1984): *Therapeutic Group Analysis*. London: Karnac Books (1984).
- Goldstein, K. (1934): *Der Aufbau des Organismus*. Den Haag: Martin Nijhoff.
- Goldstein, K. (1939): Methodological Approach to the Study of Schizophrenic Thought Disorder, in: Kasanin 1944, 17-40.
- Goldstein K. (1940): *Human Nature in the Light of Psychopathology*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Gruhle, H. W. (1932): Theorie der Schizophrenie, in: Bumke 1932, Bd V, 705-713.
- Gurwitsch, A. (1949): Gelb-Goldstein's Concept of „Concrete“ and „Categorical“ Attitude and the Phenomenology of Ideation. *Philosophy and Phenomenological Research*, 10(2), 172-196.
- Kasanin, J.S. (Ed.) (1944): *Language and Thought in Schizophrenia*. New York: Norton.
- Kriz, J. (2001): Self-Organization of Cognitive and Interactional Processes. In: Matthias/Malchow/Kriz (Eds.), *Integrative System Approaches to Natural and Social Dynamics*. Heidelberg: Springer. 517-537.
- Lemche, E. (1984): *Der gestalttheoretische Aspekt und sein Einfluss auf die Interventionsweise bei S.H. Foulkes*. [www.gruppenanalyse.info/artikel/lemche/1_2foulk.htm]
- Leontjew, A. N. (1977): *Probleme der Entwicklung des Psychischen*. Kronberg/Ts: Athenaeum Verlag.
- Leuner, H.C. (1962/1997): *Die experimentelle Psychose*. Berlin-Göttingen-Heidelberg: Springer (Reprint 1997: VWB, Berlin).
- Leuner, H.C. (1970): *Katathym-imaginative Psychotherapie (K.I.P.)* Stuttgart: Thieme.
- Leuner, H.C. (1981): *Halluzinogene: Psychische Grenzzustände in Forschung und Psychotherapie*. Bern-Stuttgart-Wien: Verlag Hans Huber.
- Lewin, K. (1926): *Vorsatz, Wille und Bedürfnis*. Berlin: Julius Springer.
- Lewin, K. (1951): *Field Theory in Social Science*. New York: Harper.
- Litt, Th. (1926): *Individuum und Gemeinschaft. Grundlegung der Kulturphilosophie*. Leipzig/Berlin: Teubner.
- Lurija, A. R. (1992): *Das Gehirn in Aktion. Einführung in die Neuropsychologie*. Reinbeck: Rowohlt.
- Nitzgen, D. (2009): *Gruppenanalyse als klinisches Paradigma – Grundlagen und Perspektiven* (unveröffentlichtes Manuskript).
- Nitzgen, D. (2010): *The Matrix Reloaded: Ernst Cassirer – Kurt Goldstein – S.H. Foulkes*. Manuskript, Vortrag vor der Society for Group Analysis, London.
- Smith, B. (1994): *Austrian philosophy: The Legacy of Franz Brentano*. Illinois: Open Court Publishing Company Chicago & LaSalle.
- Spinoza: Ethik. Pars I, Propos. XXXVI, Appendix (zit. n. Cassirer 1999/1937, 131).
- Stemberger, G. (2000): Gestalttheoretische Beiträge zur Psychopathologie. *Gestalt Theory*, 22, 27-46.
- Tschacher, W., Rössler O. (1995): The Self: A Processual Gestalt. *Research Reports No 95-2*, University of Bern.
- Uhlhaas, P.J. u.a. (2006): Dysfunctional Long-Range-Coordination of Neural Activity during Gestalt Perception in Schizophrenia. *Journal of Neuroscience*, 26(31): 8168-8175.
- Wulff, E. (1995): *Wahnsinnslogik: Von der Verstehbarkeit schizophrener Erfahrung*. Bonn: Psychiatrie Verlag.

Gerhard Stemberger (Hrsg.)

Psychische Störungen im Ich-Welt-Verhältnis . Gestalttheorie und psychotherapeutische Krankheitslehre

184 Seiten, € 21,80; ISBN 3-901811-09 5

Inhalt des Buches:

- G. Stemberger: **Zur Einführung**
- G. Stemberger: **Gestalttheoretische Beiträge zur Psychopathologie**

Drei frühe gestalttheoretische Beiträge zur Krankheitslehre

- H. Schulte (1924): **Versuch einer Theorie der paranoischen Eigenbeziehung und Wahnbildung**
- E. Levy (1936): **Ein Fall von Manie und seine sozialen Implikationen**
- E. Levy (1943): **Einige Aspekte der schizophrenen formalen Denkstörung**

Kommentare und Diskussion zu den Wertheimer-Schulte-Thesen

- E. Levy: **Kommentar anlässlich der Übersetzung der Wertheimer-Schulte-Thesen ins Englische** (1986)
- M. Ruh: **Phänomenale Ordnung bei psychischen Störungen**

Diskussion:

- P. Tholey: **Die Thesen von Ruh/Schulte im Lichte des Verständnisses der „Multiple Personality Disorder“**
- M. Soff: **Zur Problematik des Wir-Surrogats nach sexuellem Missbrauch**
- P. Vitecek: **Anmerkungen zu den Thesen der Entstehung von Wahn und endogenen Psychosen**
- P. Tholey: **Zur Bedeutung der Wir- und Ichhaftigkeit in der Gestalttheoretischen Psychotherapie**
- G. Stemberger: **Anmerkungen und Vorschläge zur Schulte-Kontroverse**
- A.S. Luchins: **Zu Schulte, Wertheimer und Paranoia**
+ zwei Auszüge zur **Diskussion des Falles des Tatars in Max Wertheimers Seminaren**
- D.J. Luchins: **Einige formlose Anmerkungen eines biologisch orientierten Psychiaters zu Schultes Theorie der Paranoia**
- M. Ruh: **Anmerkungen zu den Diskussionsbeiträgen zu Schulte: „Versuch einer Theorie der paranoischen Eigenbeziehung und Wahnbildung“**

Anhang

- G. Engelbracht: **Kurzbiographie und Bibliographie Heinrich Schulte**
- G. Stemberger: **Biographische Notiz und Bibliographie zu Erwin Levy**
- **Über die Autoren**
- **Literatur**